

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 54.

Posen, den 6. März 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

41. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Hirnbringer nahm die Maske ab und prüfte die verengten Pupillen. Hierauf füllte er die Maske frisch. Die Ungeduld wuchs. Da konnte sich der schokoladefaulende Schwamm nicht länger bezähmen. Sein aufgequollenes Gesicht vibrierte, doch seine Finger zitterten nicht. Diese ruhigen Finger taten einen grausamen Griff: sie drehten an einem kleinen Hahn, der an der Maske angebracht war. Dieser Hahn stellte die Luftzufuhr ab. Jeder sah es und niemand hatte Bedenken.

Brée erstarrte. Hirnbringer kontrollierte das Herz. Der Muskel arbeitete nicht mehr. Brée war tot. Sekunden verstrichen. „Nun ist's so weit,“ stieß der Professor hervor und gab das Zeichen.

Bransjen setzte die Spritze an. Er gab dem Leblosen drei Injektionen. Ohne daß er durch Armschwingen nachzuhelfen brauchte, begannen die Lungen ihre Tätigkeit von neuem, und ein schwacher Puls meldete sich in den Handgelenken. Durch den Kessler ging ein einziges Aufatmen. Das Serum siegte. Sie alle dachten denselben Gedanken: er lebt. Ja, Brée lebte. Der Tod blies zum Rückmarsch. Brées Körper wurde warm.

Der kinematographische Apparat schnurrte.

Die Forscher brachen nicht in Jubel aus, wie sie es getan hatten, als der erste Versuch scheinbar gelang. Sie standen stumm da.

Der Sturm draußen hatte ausgerast.

In später Abendstunde kam Brée zu Bewußtsein. Er schlug die Augen auf und sah die weißen Kittel, die er gesehen hatte, als er eingeschlafen war. Denn er hatte doch geschlafen. Sein Körper war vom Schlaf noch etwas benebelt. Er hörte noch das Klopfen in der Maske.

„Ist dir wohl?“ fragte Bransjen, der seine Hand hielt.

„Danke vielmals,“ sagte Brée mit schwacher Stimme.

„Jetzt können wir alle glücklich sein.“

Seine Worte verursachten höchstes Entzücken. Die Forscher standen begeistert und gerührt, als vernähmen sie den ersten Schrei eines Neugeborenen. Brée sah die weißen Kittel einen seltsamen, temperamentvollen Reigen tanzen.

„Weißt du, daß du bereits eine Minute und achtundzwanzig Sekunden tot warst?“ lächelte Bransjen.

„Meine Herren, es war die größte Sensation meines Lebens,“ lächelte Brée schwach zurück.

Am nächsten Tag war Brée frisch und munter wie immer. Der Silberbart gab ein Bankett. Die Ritterrüstungen standen mit gezückten Schwertern, saluterend, an den Wänden, und durch die Tür krochen, mit Humpen und Schlüssel beladen, die drei steinalten Ritterdiener.

Es war die letzte Nacht auf Burg Caderal.

Die Arbeit war beendet. Es blieb nichts mehr zu tun, als das Werk der Welt zu übergeben. Man wollte

in Berlin ein internationales Meeting abhalten, und wenige Minuten nach diesem Entschluß spielte der Telegraph bereits nach allen Zentralen der Erde. Während die Welt noch schlief, flogen Bransjens Telegramme durch die Luft und rüttelten sie aus dem Schlaf.

Ueber Burg Caderal flatterte die weißrote Fahne Tirols.

Als die Forscher im Extrazug in Berlin eintrafen, bereitete ihnen die Stadt einen donnernden Empfang. Der große Platz vor dem Bahnhof war grau, braun, schwarz von Menschen, und alle diese Menschen rissen die Arme empor und schrien. Sie schwenkten Taschentücher und Zeitungsblätter in der Hand, sie sprangen empor, um besser sehen zu können. Filmleute kurbelten, photographische Apparate stürzten aus der Menge.

Bransjen aber tauchte in der Menge unter. Er mischte sich in einzelne Gruppen und horchte, worüber debattiert wurde. Niemand erkannte ihn. Ein Fremder brüllte ihn an: „Ziehen Sie doch den Hut, Mann! Herold soll leben!“

Bransjen zog den Hut und schrie auf sich selbst: „Hurra!“

Er war in der glücklichsten Stimmung. Der große Augenblick seines Lebens war da! Der kleine vierzehnjährige Christian, der im Vaterhaus einen Professor aus Wien ausgescholten hatte, behielt recht! Er kam an einer Gruppe vorüber, die mißtrauisch die sensationelle Zeitungsnachricht besprach. „Unmöglich! Utopie!“ hörte er sagen. Bransjen hielt einer Blumenfrau, einem Streichholzhändler und drei Stenotypistinnen eine Rede. „Alles, was der menschliche Geist erdenken kann, ist möglich,“ dozierte er. „Der Mensch ist kein Schöpfer wie Gott; was er in seinem Gehirn zu erfassen vermag, muß schon irgendwie in der Natur enthalten sein.“ Doch die Blumenfrau brüllte ihn sofort nieder. Ein berittener Schuhmann sprengte die Gruppe auseinander.

Und Bransjen ging ganz instinktiv den Weg zu seiner früheren Wohnung. Erst vor der Tür fiel ihm ein, daß Brée die Wohnung längst gekündigt hatte; trotzdem stieg er die Treppe empor, mechanisch, wie er immer handelte, wenn er nicht bei der Arbeit war. An seiner Wohnungstür blickte noch immer das alte Schild: Christian Herolder. Bransjen erstaunte. Vielleicht war die Wohnung nicht vermietet worden. In diesem Falle wollte er hier wieder einziehen. Er läutete.

Nach geraumer Zeit wurde geöffnet. Bransjen sah eine Dame, die ihm nicht bekannt war und die durch den Spalt fragte: „Wer ist da?“

„Entschuldigen Sie, ich dachte, die Wohnung sei zu vermieten.“ Kaum hatte er das gesagt, da schrie die fremde Dame auf und die Tür wurde weit geöffnet.

Erstaunen warf ihn zurück. War diese Dame Rafaela? Nein, es war nicht Rafaela! Er kannte diese Dame nicht. Aber diese Dame stürzte sich in seine Arme und schrie: „Don!“

Willenlos ließ er sich in die Wohnung ziehen. Er saß in der vertrauten Ecke seines Laboratoriums und hielt eine Hand in der seinen. Doch noch immer wollte er seinen Augen nicht trauen. Du lieber Gott! Wer war das nur? War es vielleicht Peggy, die Wiener

Lingeltangeldame? Wie konnte er nur so irren! Die fremde Dame hatte einen großartigen und überraschenden Körper; sie hatte den Teint einer Orange und die Augen eines Rehs, den Pagentopf der großen Mode und die gepflegten Hände einer Kurtisane. Nein, dies war nicht Razaella, sie konnte es nicht sein. Bransen hatte ein Gefühl, als wenn er betrunken wäre. Bei Gott, er lag im tiefen Schlaf und träumte von einer Burg auf einem Hügel, und aus der Burg trat Razaella.

Razaella sagte: „Don! Don! Du mein Liebster!“ „Eine Traumstimme,“ dachte Bransen. „Warum wache ich nicht auf?“ Ah, ich errate es, ich bin in dieser Ecke eingeschlafen und alles war nur ein Traum.“ Er sah auf Razaella und erwachte. „Guten Morgen, meine junge schöne Dame,“ dachte er, „wer hat dir nur die Haare abgeschnitten?“

Zu seiner Verwunderung erfuhr er, daß er nicht geträumt hatte. Das abgeschnittene Haar Razaellas war die Wirklichkeit.

Razaella bereitetete ein Frühstück, und bei einem Glase duftenden Landweins fand sich Bransen mit der Wahrheit ab. „Ich habe immer auf dich gewartet, Don,“ lächelte Razaella glücklich und schloß ihn immer wieder in die Arme.

Er verbrachte den ganzen Tag mit ihr, und ihre Dummheiten taten ihm wohl. Abends war er der letzte, der zu der Versammlung der Karolleute erschien.

Baron Brée führte den Vorkitz. Er hatte einen Haufen Depeschen vor sich liegen; es waren die Antworten auf die Einladungen zum Meeting. Die Länder meldeten sich. Könige, Präsidenten, Minister sandten Glückwünsche. Scharen von Gelehrten waren unterwegs, um dem großen Tag der Verkündigung beizuwohnen.

Der Termin des großen Tages wurde festgesetzt; das letzte Experiment in der Angelegenheit Karol sollte mit einem Gorilla vorgenommen werden. Eine Arena, die Platz für zehntausend Menschen bot, wurde für den Abend in Aussicht genommen.

Um zwei Uhr nachts kehrte Bransen zu Razaella zurück. Er erzählte ihr, ohne zu ermüden, von seinen Hoffnungen und Zukunftsplänen, bis sie auf ihrem Stuhl einschlief. Er legte sie ins Bett und wandelte bis zum Morgenrauschen in seinen Laboratorium auf und ab.

In früher Morgenstunde läutete es, und Bransen öffnete die Tür, ganz so, als wenn er hier noch immer Herr im Hause wäre. Es war auch ganz so wie vor einem Jahr, denn er öffnete die Tür seiner Diane.

„Christian! Du bist hier! Ich habe gewußt, daß du hier und nirgendwo anders bist!“ rief Diane und schmiegte ihren zarten Arm sanft um Bransens Nacken.

„Ja, ich bin hier,“ erwiderte er, mit etwas gemachter Freude, um seine Verlegenheit zu verbergen. Welch ein Unglück, daß er Diane vergessen hatte. Er sah ihr zartes Gesicht, das etwas schmaler geworden war, und küßte sie herzlich auf den Mund.

Da war nun wieder Diane, und er hatte über all den Aufregungen nicht mehr an sie gedacht. Die Liebe hatte sie zu ihm geführt, hierher, wo man ihn nicht vermuten konnte, und hier war Razaella. Bransen wurde bleich. Er blieb mit Diane auf dem Korridor stehen.

„Ich habe dich gestern gesehen, als du aus dem Zug gestiegen bist,“ sagte Diane. „Ich war auf dem Bahnsteig, doch du hast mich nicht bemerkt. Ich habe alle Welt rebellisch gemacht, aber niemand wußte, wo du abgestiegen seist. Da dachte ich, vielleicht ist er in seiner alten Wohnung. Und richtig! Da bist du!“

Warum sprach Bransen nicht?

Nach einer Weile sagte er stotternd: „Laß uns gehen, Diane. Ich habe einen wichtigen Weg zu besorgen, und du kannst mich begleiten.“

„Nein, nein, nein, Christian, fünf Minuten mußt du mir schenken!“ Sie ging in das Laboratorium voran, während ihr Bransen zögernd folgte.

Glückervoll lag sie in ihrer Ecke unter der Palme, genau so glücklich wie tags zuvor Razaella. Ihm wurde die Situation unbehaglich, doch er vertraute auf Razaellas festen Schlaf. Fünf Minuten! Mein Gott, was waren fünf Minuten! Eine Ewigkeit!

„Ist deine Arbeit beendet, Christian?“

„Ja, wir werden die Arbeit in wenigen Tagen der Öffentlichkeit übergeben.“

Diane drückte seine Hand und blickte ihm tief in die Augen. „Und wann reisen wir nach Amerika?“

Bransen stutzte. Warum war von Amerika die Rede? Hatte er jemals behauptet, nach Amerika reisen zu wollen? Sein Kopf war vollgestopft mit eigenen Angelegenheiten; er entsann sich nicht.

„Du liebst mich nicht mehr,“ sagte Diane ängstlich.

„Diane,“ lächelte er, „nichts geht von heute auf morgen.“

„So sprichst du jetzt,“ entgegnete sie vorwurfsvoll und senkte den Kopf.

„Gehörst du mir oder gehörst du der Welt?“

„Ich gehöre meiner Arbeit.“ Er dachte, daß diese Antwort etwas grob sei, und fügte hinzu: „Sobald ich nicht mehr an meine Arbeit zu denken brauche, gehöre ich dir.“

Da fand sie zu ihrem Lächeln zurück. Mit ihrer weichen, zärtlichen Stimme erzählte sie ihm, wie es ihr ergangen war seit ihrer Rückkehr. Seit jener Zeit wohnte sie in einem kleinen Hotel des Zentrums. Janotta hatte sich als Freund benommen. Diane war schon seit zwei Monaten geschieden.

„Ich danke dir für dieses Opfer, Diane,“ sagte Bransen und war wenig glücklich. Er fühlte, daß ihm diese Eröffnung fast peinlich war. War Diane nicht mehr schön? Sie war schöner denn je. War es die unangenehme Situation, die ihn verstimmte? Nein, Razaella schlief fest. Es war die Erwartung, die Spannung auf den großen Tag des Meetings, die ihn in Bann hielt und ihm nicht erlaubte, an anderes zu denken.

„Laß diesen Tag vorübergehen,“ sagte er freundlich, „und ich bin ganz wieder der Alte.“

Diane begriff seine Nervosität und erhob sich. „Wirst du hier wohnen bleiben, Christian?“

„Nein, ich werde in ein Hotel ziehen.“

„Wenn es dir recht ist, so ziehe in das Hotel, in dem ich wohne.“

„Gern.“

Diane strahlte. Bransen ließ sie vorangehen und nahm seinen Hut vom Haken. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Diane blieb plötzlich irritiert stehen. Ihr Blick fiel auf einen Mantel, der dort hing und der nicht Bransen gehören konnte. Es war ein Damenmantel. Ein wundervoller dunkelgrüner Samtmantel mit Chinahillabesatz. Sie bemerkte auch, daß der Korridor sonderbar verändert war. Ein großer Spiegel verdeckte einen Teil der Wand und Bransen hatte nie einen Spiegel besessen. Auf einem Tischchen lagen weiße Glacehandschuhe, ein Parfümzerstäuber. Diane empfand einen eisigen Schrecken, der sich noch erhöhte, als sie daß furchtsame Gesicht Bransens sah.

„Christian!“

Er hatte schon die Tür geöffnet und wagte nicht, sich zu rühren.

„Gehören dir diese Sachen?“

„Nein.“ Diane wußte kaum, was in ihr vorging. Die entsehlteste Bestürzung, ein grausames Nichtverstehen erfüllte sie. Ihr war, als sei sie nicht mehr Diane, sondern ein fremdes Wesen. Niemals im Leben hatte sie eine ähnliche Enttäuschung erlebt, wie in diesem Augenblick. Sie fühlte, daß Bransen nach ihrem Arm griff.

„Komm, Diane, ich werde dir alles erklären.“ Bransen, der große, breite Bransen, der die Natur bezwungen hatte, stotterte wie ein ertappter Dieb. Diane rührte sich nicht.

„Es hat eine ganz einfache Bewandnis,“ fuhr Bransen fort, und da er wirklich schuldlos war, wurde er doppelt verlegen. „Diese Wohnung gehört nicht mir. Durch einen Zufall hat eine Bekannte die Zimmer gemietet. Ihr gehören die Sachen.“

„Du lügst,“ sagte sie. Ihre sonst so weiche, zärtliche Stimme war kalt und schneidend. Bransen war der Situation nicht gewachsen. Er war wütend, in Abenteuer verstrickt zu werden. Zwischen Mut und Verlegenheit beschwor er die erstarrte, Liane zu kommen.

Liane kam nicht. In ihrem Kopf schwirrten dunkle Vermutungen und Ahnungen. Bransen kannte ihre Adresse und hatte sie nicht ausgesucht. Statt dessen wohnte er bei einer Frau, von deren Existenz sie keine Ahnung hatte. Warum hatte diese Frau die Wohnung Bransens überhaupt gemietet? Was waren da für Zusammenhänge? War diese Frau seine Geliebte?

Liane ging entschlossen in das Laboratorium zurück. Sie öffnete eine Tür und glaubte alles zu wissen. In diesem Bett hatte Bransen geschlafen. In diesem Bett schlief ein Mädchen, das die Decke abgestreift, entblößt dalag. Kasaella schlug die Augen auf.

Liane schlug die Tür hinter sich zu. Sie hatte genug gesehen. Aus der Kammer erscholl ein Ruf: „Don!“, sie vermutete, wer Don sei. Liane preßte die Lippen zusammen. Sie beherrschte sich, um nicht zu weinen; Bransen war nicht würdig, ihre Tränen zu sehen. Und Bransen sah nur ein steil aufgerichtetes Weib mit leichenblasser Miene, das an ihm vorüberging, ohne ihn zu beachten.

„Liane!“, rief er ihr nach, „du befindest dich in einem Irrtum. Liane, höre mich erst an!“

Liane wollte ihn nicht anhören, es gab keine Entschuldigung für ihn. So sehr sie ihn bewunderte, sie ließ sich nicht beleidigen. Hatte dieser Bransen nicht ihre Schwester erschossen, weil sie ihm die Treue brach? Hatte derselbe Bransen nun nicht ihr, Liane, die Treue gebrochen? Liane lächelte bitter. Sie kam nicht mit Zynatism oder mit dem Revolver. Das wußte sie. Aber sie wußte auch, daß sie Bransen nicht mehr lieben könne.

Bransen eilte ihr nach, aber sie ging so schnell, daß er sie nicht einzuholen vermochte, obwohl er lief. Rief er wirklich? In Gedanken lief er, in Wahrheit ging er ganz langsam und blieb stehen, als er sah, daß Liane ein Auto bestieg und davonfuhr.

(Schluß folgt.)

Idoras Absätze.

Von Erik Juul.

Semowitsch ist wohlhabend und hält sein Geld zusammen. Sparsam darf man aber nicht sein, wenn man eine jugendliche Frau hat — das rächt sich früher oder später.

Wenn ich Semowitsch nicht als reich und geizig, und seine Frau nicht als siebzehnjährig bezeichne, so geschieht das, um mich nicht der Uebertreibung schuldig zu machen.

Vor kurzem erst hat er Idora geheiratet und ist über beide Ohren verliebt. Er kann auch zufrieden sein — ein Mann in seinen Jahren — und eine Frau wie Idora.

Ihr Aussehen soll nicht näher beschriebener werden, genau so wenig, wie ich Semowitsch' körperliche Nachteile aufzählen will. Man würde dann nämlich nur von Idora sagen, sie habe ihn des Geldes wegen genommen, um versorgt zu sein, um ausgeführt zu werden und die feinen Kleider zu zeigen — alles das, was Semowitsch seiner Frau angeschafft hat, denn er ist stolz darauf, sie „vorzuführen“ zu können.

Wenn er aus seinem Hause tritt, glaubt er die Nachbarn flüstern zu hören: „Seht — da geht Semowitsch mit seiner jungen hübschen Frau in prachtvollen Kleidern.“

Er fühlt ihren Reiz im Nacken und das tut ihm wohl, er freut sich, reckt sich, so daß der kleine kugelförmige Bauch deutlich sichtbar wird.

Als Semowitsch sich verheiraten wollte, kamen natürlich genug Leute ins Haus, die ihn vor diesem Schritt warnen wollten. Seine alten Freunde zogen sich von ihm zurück.

„Eine junge Frau,“ meinten sie, „die will sich ja nur amüßeren und sich putzen. Du bist ein alter Narr, Semowitsch,“ sagten sie — und gingen.

Aber Semowitsch heiratete trotzdem Idora, und es zeigte sich, daß seine Freunde nicht recht behielten. Hatte sie denn nur so viel wie ein Paar Seidenstrümpfe von ihm verlangt während der zwei Monate, die sie verheiratet waren?

Gewiß — man mußte ja zugeben, daß Semowitsch sie mit allem ausgestattet hatte — um den Schmerz mit einemmal zu überstehen. Semowitsch ging mit seiner Frau tanzen, nachmittags und abends sah man sie in den großen Etablissements. Semowitsch jazzt und ist glücklich, seinen Besitz — Idora — öffentlich zeigen zu können.

Und — kommt schließlich irgendein Kavaliere, der für Idora inkliniert — gibt Semowitsch gern seine Einwilligung zu einem Tanz. Dann sitzt er da und paßt auf. Nein — er hat allen Grund, mit seiner Frau zufrieden zu sein.

Bescheiden, hingebungsvoll und genügsam — sie ist ein wahres Ideal. Idoras Geburtstag nähert sich, der erste Geburtstag seit ihrer Eheschließung. Semowitsch erkundigt sich nach ihren Wünschen. Eine Flasche Parfüm? Handschuhe? Eine rote Blume für den Abendmantel?

Semowitsch schlägt das eine und andere vor — aber zieht doch immerhin — wie man sieht — gewisse Grenzen . . .

Idoras Bescheidenheit überwältigt ihn aber vollkommen.

Sie schmiegte ihre Wange an die seine — ein Paar neue Absätze für ihre Tanzschuhe — das ist alles was sie sich wünscht. „Ein Paar neue Absätze!“ Semowitsch lacht. „Ein Paar neue Absätze“ — hat man je so was gehört?“

Das sollten nur seine Freunde mit ihren düsteren Prophezeiungen wissen. Die feinsten, die hübschesten Absätze, die es in der Stadt gibt, die soll Idora haben, darauf schwört Semowitsch, und wenn Semowitsch schwört, hält er sein Wort. Das ist nun mal sein Geschäftsprinzip — an irgendwas muß man sich doch halten.

Bei dem Juwelier in der großen Geschäftsstraße stehen ein Paar hohe Absätze für Damenschuhe. Sie sind silbervergoldet und mit königsblauer Emaille eingelegt.

Das sind die Absätze, die Idora gesehen hat, diese und keine andern läßt sie sich an ihre Schuhe machen.

Semowitsch klagt und jammert. Semowitsch wühlt sich im Haar und bringt seine feine Frisur durcheinander. Aber — er bezahlt.

Er hat geschworen, also hält er sein Wort.

Die neuen Absätze für Idoras Schuhe kosten nicht weniger als dreihundert österreichische Schillinge.

Semowitsch' Glück hat einen Stoß erhalten — nicht wegen der Ausgabe — die dreihundert Schillinge erhebt er auf der Bank und die gewinnt er wieder bei dem nächsten guten Geschäft.

Nein, das ist es nicht — aber es ist die Tatsache, daß der Klügere den weniger Klugen zum Narren hält, und daß er, Ivan Semowitsch, also nun ganz offenbar zu der letzteren Kategorie gehört und jetzt anpassen muß, wenn es sich um Idora handelt.

Armer Semowitsch — ihre neuen Absätze haben fast sein Herz zertreten . . .
zertreten . . .

(Mit Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Die Ernährung durch die Haut.

Von Dr. A. Glzbad.

Die Versuche der Medizin, eine Ernährung des menschlichen Körpers auf anderem als dem normalen Wege durchzuführen, sind nicht neu, zumal die Aerzte sehr häufig vor dem Problem stehen, eine künstliche Ernährung durchzuführen. Die bisher angewandten Methoden waren meist operativer Art. Man legte in die Speiseröhre des Kranken künstlich eine Sichel und führte so die künstliche Ernährung durch. Aber dieses System bietet außerordentliche Gefahren und ist keineswegs immer erfolgreich. Auch die sonstigen Methoden der künstlichen Ernährung, die man bei Geisteskranken oder bei Leuten anwendet, die aus irgendeinem andern Grunde die Nahrungsaufnahme verweigern, nämlich die Anwendung eines Magenschlauches oder eines durch die Nase geführten Röhrchens bieten so große Schwierigkeiten, daß die Medizin seit langer Zeit nach einem Verfahren sucht, eine einfachere, aber wirksame künstliche Ernährung durchzuführen. Da es den Medizinern längst bekannt ist, daß man durch Einreiben in die Haut bestimmte Medikamente dem menschlichen Körper zuführen kann, so kam man schon vor längerer Zeit auf die Idee, auf demselben Wege auch den Kranken, bei denen künstliche Ernährung sich notwendig machte, die notwendigen Nahrungsmittel zuzuführen. Bestimmte ölhaltige Stoffe und Medikamente wurden durch die Haut und die Poren in den Körper massiert. Bisher hat man jedoch sowohl in medizinischen Kreisen wie in der Öffentlichkeit wenig über das Ergebnis der Methode der künstlichen Ernährung gehört. In einer Sitzung der Wiener Gesellschaft der Aerzte berichtete nun vor einiger Zeit der leitende Arzt des Spitals der Darmherzigen Brüder in Wien, Prof. Dr. Stejskal, über seine Erfahrungen mit der Methode der künstlichen Ernährung durch die Haut. Er hat z. B. bei Lungenkranken, bei denen bei ständigem Appetitmangel eine Stärkung des Körpers durch kräftige Ernährung dringend notwendig war, mit Erfolg das Verfahren angewendet, in Form einer Oelsubstanz wichtige Bestandteile der menschlichen Nahrung durch die Haut dem Körper zuzuführen. Seine Versuche ergaben, daß man durch mehrmalige Einreibung täglich, die jedesmal etwa eine Viertelstunde andauerten, bis zu 300 gr des Oeles dem Körper zuführen kann. Mit der Dauer der Behandlung wächst diese Menge sogar, da sich

selbstamerweise die Tatsache ergibt, daß bei ständig wiederholten Einreibungen die Haut für die Nahrungsmittelsubstanz durchlässiger wird. Besonders leicht nimmt die Haut größere Fettmengen auf, wenn das Fett in einem bestimmten Verhältnis mit Eiweißstoffen vermischt ist. Prof. Steffkal unternahm seine Versuche zunächst mit dieser Delmischung, die lediglich mit Eiweißstoffen gemischt war. Erst später setzte er der Mischung Kohlehydrate zu, um somit auch den wichtigsten Bestandteil der menschlichen Nahrung dem Körper zuzuführen. Nach längeren Versuchen war er in der Lage, eine reguläre Ernährungs-substanz herzustellen, die alle für die menschliche Ernährung wichtigen Substanzen enthielt. Von dieser Nahrungsmittelsubstanz konnten bei dreimaliger viertelstündiger Massage ca. 200 gr täglich in die Haut aufgenommen werden. Das von ihm hergestellte Nahrungsmittel enthält 50 Prozent Fett, 36 Prozent Kohlehydrate und 4,8 Prozent Eiweiß. Prof. Steffkal behauptet nun, daß es möglich ist, mit Hilfe dieses Nahrungsmittels eine völlige künstliche Ernährung durchzuführen. Nur das Salzbedürfnis des Körpers muß auf besonderem Wege noch befriedigt werden, was am besten durch Einführung einer Kochsalzlösung geschieht. Prof. Steffkal hat seine Versuche besonders erfolgreich mit Lungentranken angewendet, die sich bereits im Fieberzustand befanden. Er erreichte mit seiner Methode in den meisten Fällen sogar eine Gewichtszunahme. Auch bei Magenkrankungen, besonders bei Magengeschwüren, bei denen der Magen lange Zeit außer Funktion gesetzt werden muß, hat seine Methode der Ernährung durch die Haut sich vorzüglich bewährt. Es ist anzunehmen, daß nach diesen günstigen Erfahrungen, die man in Wien mit der Methode der künstlichen Ernährung durch die Haut gemacht hat, nun auch sonst in der Medizin diese Methode größere Beachtung und Anwendung finden wird.

Vergessene Theateraneddoten.

Von Felix von Deyel.

(Nachdruck verboten.)

Bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Rossini saß einst im Parkett eines kleinen Pariser Stadttheaters. Nach beendeter Ouvertüre trat er an die Rampe und fragte einen der Orchestermeister: „Könnten Sie mir sagen, mein Herr, was für ein Musikstück Sie eben spielten?“ Der Kapellmeister, der dies hörte, rief aus: „Wie? Den Menschen muß ich kennenlernen, der nicht weiß, daß dies die Don-Juan-Ouvertüre von Mozart war!“ Er stellte sich dem „Menschen“ vor und wies Rossini darauf hin, daß das Orchester die Don-Juan-Ouvertüre gespielt habe. Rossini dankte höflich und sagte trocken: „Ich habe das Stück nur nicht gleich wieder erkannt!“

Natürliches Theaterspiel — ein Fehler!

Der berühmte Schauspieler Ludwig Löwe (1795—1871) spielte seine Rollen mit großer Natürlichkeit; in so äuperte einst eine Dame beim Verlassen einer Aufführung, in der er mitgewirkt hatte: „Der spricht so gerade wie die Menschen!“ Dazu brauche ich doch nicht ins Theater zu gehen!“

Improvisation.

Dem Danziger Schauspieler Larrange passierte einst bei der Darstellung des Schlosshauptmanns in „Preciosa“ das Mißgeschick, daß er die Hälfte jenes angelebten martialischen Schmurrbarts verlor, was ihn aber keineswegs aus der Fassung brachte, sondern ihn folgendes Verschen improvisieren ließ, das natürlich einen donnernden Sonderapplaus heraufschwor:

„Schade, schade,
Seit der großen Ketttrabe,
Wo ich mich zuletzt barbiert,
Ist mir so was nicht passiert!“

In einer Aufführung von Shakespeares Heinrich IV. schlug der Darsteller des Prinzen Heinrich von Berch vornehmlich so herb auf den Helm, daß dieser verlegt wurde und von der Bühne getragen werden mußte. An der Stelle, an der Kalfstaf, den Theodor Döring (1803—1878) gab, zu sagen hat: „Da habt ihr den Berch!“, und dabei die Leiche Berchs anfassen muß, half sich Döring geistesgegenwärtig, indem er Berchs Schwert anfaßte, und die Worte sprach: „Da habt ihr Berchs Schwert, das ist so gut, als ob ihr ihn selbst hättet!“ Worauf natürlich alles lachte...

Leopold Fekner.

Zum 50. Geburtstage des Berliner Generalintendanten am 3. März 1928.

Von Stephanie Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

„Von der Partein Haß und Günst verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ In der Geschichte des deutschen Theaters dürfte es wenig Intendanten geben, deren Können und Leistungen so unstritten sind, wie die Leopold Fekners.

Von Königsberg aus, wo er als Sohn einer angesehenen Kaufmannsfamilie geboren wurde, und wo er zeitig das Gymnasium verließ, kam er, von einer unbezähmbaren Liebe zum

Theater getrieben, an alle möglichen dunkle Schmierer, um nach einigen Jahren am Hamburger Thalia-Theater zu landen. Von der Schauspielerei, die ihm nicht nur Vorbeeren einbrachte, ging er zur Regie über. Hier reüssiert er außerordentlich schnell und stark; man wird auf die Inszenierungen des Hamburger Regisseurs aufmerksam, und bald wird er als Direktor nach Königsberg berufen. Berlin wird auf ihn aufmerksam; man hört auf, wenn man von den Regiepaten des Königsberger Intendanten Fekner spricht. Der Weg nach Berlin ist für Fekner frei.

Fekner wird zum Generalintendanten der Preussischen Schauspiele in Berlin ernannt. Nun kann er seine ganzen Möglichkeiten entfalten. Er modernisiert. Er bringt neues Leben in die etwas angestaubten Kulissen des Berliner Schauspiels. Er führt junge Dichter auf; er modelt die alten um; er bricht mit den angestammten Regietraditionen. Eine Zeitlang hieß er der „Treppenregisseur“, da er kein Stück herausbrachte, ohne daß eine große Treppe die Szene beherrschte. Aus dieser Zeit stammt übrigens auch der von Fekner inszenierte Film „Die Hintertreppe“, der allenthalben tiefe Wirkungen auslöste.

Wenn man sich auch nicht mit allen Inszenierungen, Umarbeitungen, Einfällen des Regisseurs Fekner einverstanden erklären kann, muß unbedingt anerkannt werden, daß Fekner ein Eigener ist, der eine Renaissance des Berliner Theaterlebens, die einschneidendste seit den Großtaten Reinhardts, geschaffen hat. Man hat Aufführungen von ihm zu sehen bekommen, die unerhört fein und eindringlich wirkten. So sei an die Lauchstedter Festschpiele 1927 erinnert, die in der glänzenden Inszenierung von Kleists „Amphytrion“ durch Fekner einen Höhepunkt der kulturgeschichtlich und künstlerisch wesentlichen Aufführungen in diesem kleinen Liebhabertheater Goethes bedeuteten.

Es ist zu hoffen, daß Fekner, allen feindlichen Gewalten zum Trotz, in der deutschen Theaterkunst noch weiter eine bedeutsame Rolle spielen wird, und es ist noch mehr zu hoffen, daß er durch weiteres ernstes Schaffen seine Feinde von der Ernsthaftigkeit und dem Wert seines Könnens zu überzeugen vermag.

Aus aller Welt.

Kaiser Barbarossa als Gründer des ersten zoologischen Gartens. Friedrich II., der Hohenstaufenkaiser der nach der alten Volksfrage immer noch im Kyffhäuser schlief und träumt, war ein großer Naturfreund, ja, sogar der erste Naturforscher, der den Vogelzug im Frühjahr und Herbst beobachtete und auf seine richtige Grundlage zurückführte. Seine große Vorliebe für die Tierwelt veranlaßte ihn nun auch, sich aus fernem Ländern Tiere kommen zu lassen und sie aus rein naturwissenschaftlichem Interesse zu verpflegen. Da er die Tiere nicht in Käfigen, sondern in freier Wildbahn, das heißt, in eingehegten Gebieten hielt und beobachten ließ, so ist er tatsächlich als der Gründer des ersten zoologischen Gartens anzusehen.

Ein sonderbarer Fisch. An Schlangen kann man oft die Erscheinung beobachten, daß sie Tiere fressen, die im Verhältnis zu ihrer eigenen Größe sehr ansehnlich sind, wie es z. B. der Fall ist, wenn eine Riesenschlange eine ganze Ziege, und zwar mit Haut und Hörnern hinunterschlingt oder etwa ein fettes Schwein. Bei den Schlangen ist das Verhältniß großer Beutestücke jedoch dadurch möglich, daß das bewegliche Kiefergerrüst weit auseinandergeschoben werden kann und auch die freilegenden Rippen einen weiten Raum im Innenkörper schaffen. Sehr merkwürdig ist es nun aber, daß ein Fisch imstande ist, Beutestücke zu verschlingen, die größer sind als er selbst. Es handelt sich hierbei um den in der Tiefsee tropischer Meere lebenden Fisch Chiasmodon. Dieser Fisch besitzt nämlich einen unter dem Maule beginnenden und sich den ganzen Unterkörper entlangziehenden großen Schlundsaft. In diesen behabaren Saft hinein würgt nun der Fisch die völlig unzerkleinerte Beute, und von hier aus wird sie dann allmählich erweicht, worauf sie in Magen und Darm gelangt.

Naturfarben. Untersuchungen eines Oxydorder Naturwissenschaftlers haben ergeben, daß die Färbung von Skeletten fossiler Tiere, die ein Alter von Hunderttausenden von Jahren aufweisen, von den Farben schmetterlingsähnlicher, vorhistorischer Insekten herrühren. Auch das Pigment fahrlausendalter Blätter wurde bei Ausgrabungen noch unverseht vorgefunden.

Fröhliche Ecke.

Er ist ein Schlaumater. Lausebums wurde mit eiligen Briefen zur Post geschickt mit der Anweisung, sie frei zu machen und in den Kasten neben dem Schalter zu werfen.

„Manu,“ sagte bei seiner Rückkehr der Buchhalter, „warum bringst du denn das Geld für die Briefmarken wieder?“

„Ja,“ antwortete Lausebums triumphierend, „der Schalterbeamte guckte gerade nicht, und da habe ich sie schnell so eingeworfen.“

Ein idealer Gatte. Die Gattin des englischen Dichters Dryden beklagte sich oft, daß ihr Mann sie über seinen Büchern vernachlässige. „Ich möchte, ich wäre ein Buch,“ sagte sie eines Tages verzweifelt, „dann dürfte ich vielleicht auf den Vorzug rechnen, von dir beachtet zu werden.“ — „Dann müßtest du,“ antwortete Dryden, „ein Almanach sein — da bekäme ich jedes Jahr einen neuen!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Eihra, Poznan.